

RUTH RENDELL
Alle bösen Geister

Buch

Das Leben am Hexam Place wirkt von außen betrachtet gesittet und wohlgeordnet: Fahrer bringen ihre Chefs zur Arbeit und holen sie wieder ab, Hunde werden ausgeführt, Blumen werden gepflanzt und Gärten gepflegt. Doch unter der friedlichen Oberfläche steht diese urenglische Londoner Welt der Bediensteten und Hausherrn kurz davor zu implodieren.

Henry, der attraktive Kammerdiener von Lord Studley, schläft sowohl mit der Ehefrau des Lords als auch mit dessen zwanzigjähriger Tochter. Montserrat, das faule AuPair-Mädchen der Familie Still, hilft ihrer Arbeitgeberin, deren Affäre mit einem Fernsehschauspieler geheim zu halten – gegen ein Taschengeld, versteht sich. June, die hochnäsige Haushälterin einer Prinzessin mit zweifelhafter Abstammung, versucht, ihre Kollegen und Kolleginnen für die *Gesellschaft der heiligen Zita* zu rekrutieren, die sich mit Beschwerden über die Arbeitgeber befassen soll. Zur gleichen Zeit glaubt Dex, der psychisch gestörte Gärtner des Viertels, dass eine Stimme in seinem Mobiltelefon ihm göttliche Anweisungen gibt – Befehle, die die Leben aller Bewohner von Hexam Place in große Gefahr bringen könnten.

Autorin

Ruth Rendell wurde 1930 in London geboren und lebte dort bis zu ihrem Tod 2015. Sie arbeitete als Journalistin, bevor sie sich ganz dem Schreiben von Romanen widmete. 1997 wurde sie mit dem Grand Master Award der Crime Writers' Association of America, dem renommiertesten Krimipreis, ausgezeichnet und darüber hinaus von Königin Elizabeth II. in den Adelsstand erhoben. Ruth Rendell ist auch unter dem Pseudonym Barbara Vine bekannt.

»Ohne jeden Zweifel eine der brilliantesten Krimiautorinnen aller Zeiten.« *Patricia Cornwell*

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

Ruth Rendell

Alle bösen Geister

Kriminalroman

Deutsch von
Eva L. Wahser

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
The Saint Zita Society bei Hutchinson, London.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe

© Kingsmarkham Enterprises Ltd 2012

Copyright der deutschsprachigen Erstausgabe

© 2016 by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright dieser Ausgabe © 2017 by Blanvalet

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Dr. Rainer Schöttle

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: Plainpicture/Elektrons o8

Illustration auf S. 6/7 (Karte von Hexam Place): Roger Walker

AF · Herstellung: wag

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0461-9

www.blanvalet.de

Meiner Cousine Sonia herzlichst gewidmet



Nummer 7

Preston und Lucy Still,
ihre Kinder Hero, Matilda
und Baby Thomas
Rabia, das Kindermädchen
Montserrat, das Au-pair-Mädchen

Nummer 5

Mr. und Mrs. Neville-Smith



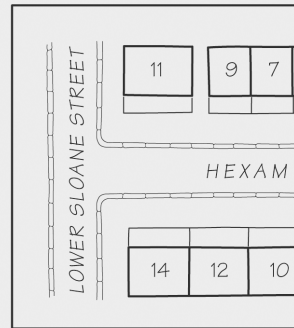
Nummer 3

Dr. Simon Jefferson
Jimmy, der Chauffeur
Dex, der Gärtner



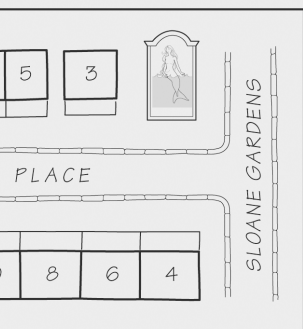
Nummer 11

Lord und Lady Studley
Richard, der Butler und Koch
Sondra, Richards Ehefrau
Henry Copley, der Chauffeur





Pub Dugong



Nummer 6

Prinzessin Susan Habsburg
 June Caldwell
 Zinnia, die Putzfrau
 Gussie, der Hund

Nummer 8

Roland Albert und Damian
 Thea
 Miss Grieves

Irgendjemand hatte Dex erzählt, die Königin wohne in Victoria, genau wie er. Allerdings gehörte ihr ein Palast, während er nur ein Zimmerchen in einer Seitenstraße vom Warwick Way hatte. Trotzdem malte er sich gerne aus, dass sie seine Nachbarin gewesen wäre. Eigentlich mochte er sogar ziemlich viel an seinem neuen Leben in den letzten Monaten. Er hatte einen Job bei Dr. Jefferson. Das bedeutete, dass er dreimal pro Woche vormittags im Garten arbeiten konnte. Außerdem hatte Dr. Jefferson gesagt, er würde mit der Dame von nebenan reden, ob Dex nicht auch noch einen Vormittag bei ihr arbeiten könne. Man hatte ihm erklärt, er dürfe nichts dazuverdienen, solange er die Beihilfe wegen Arbeitsunfähigkeit bekäme, aber Dr. Jefferson hatte nie danach gefragt, und vielleicht würde diese Dame – sie hieß Mrs. Neville-Smith – es auch nicht tun.

Jimmy, der Dr. Jefferson täglich zur Arbeit ins Krankenhaus fuhr, hatte ihn für heute Abend ins Pub eingeladen. Das Pub lag an der Ecke Hexam Place und Sloane Gardens und hieß Dugong. So einen seltsamen Namen hatte Dex noch nie gehört. Dort wollten sich alle Leute treffen, die am Hexam Place arbeiteten. Dex war noch nie auf irgendeiner Versammlung gewesen und wusste nicht recht, ob er so etwas mochte, aber Jimmy hatte versprochen, ihm sein Lieblingsgetränk zu spendieren, ein Guinness. Dex hätte jeden Nachmittag ein Guinness getrunken, wenn er es sich hätte leisten können. Mitten auf der Pimlico

Road zog er sein Handy heraus, um nachzusehen, ob er eine Sprachnachricht oder eine SMS von Peach hatte. Manchmal war das der Fall, und das löste bei ihm immer ein Glücksgefühl aus. Normalerweise wurde er in der Nachricht mit seinem Namen angeredet. Es hieß, er sei so toll gewesen, dass ihm Peach zehn kostenlose Anrufe schenke, oder so. Diesmal war keine Mitteilung eingegangen. Trotzdem würde er wieder einmal eine Nachricht bekommen, da war er sich ganz sicher. Vielleicht würde Peach sogar persönlich mit ihm sprechen. Peach war sein Herrgott. Das wusste er, weil die Dame aus dem ersten Stock zu ihm gesagt hatte, Dex, Peach ist dein Gott. Sie hatte ihn beobachtet, wie er mit strahlendem Gesicht immer wieder eine Handynachricht abgerufen hatte.

Dex brauchte einen Gott. Er sollte ihn vor den bösen Geistern beschützen, auch wenn er schon einige Zeit keinen mehr gesehen hatte. Aber das lag nur daran, dass Peach ihn beschützte, das wusste er. Genauso war er felsenfest davon überzeugt, dass Peach ihn warnen würde, sobald ein böser Geist in seine Nähe kam. Dex vertraute auf Peach, wie er noch nie einer Menschenseele vertraut hatte.

Vor dem Dugong blieb er stehen. Er kannte es gut, es lag gleich neben dem Haus von Dr. Jefferson – nein, nicht Wand an Wand, denn Dr. Jefferson hatte ein großes freistehendes Haus mit einem großen Garten, um den Dex sich kümmern durfte. Aber doch gleich nebenan. Auf dem Pubschild war irgendein großer Fisch abgebildet, der zur Hälfte aus den blauen Wellen herausragte. Es war ein Fisch, das wusste er genau, denn er schwamm im Meer. Dex drückte die Tür auf, und da war auch schon Jimmy und winkte ihm freundlich zu. Die anderen Leute um den

großen Tisch schauten ihn alle an, aber er konnte sofort erkennen, dass kein böser Geist darunter war.

»Ich bin kein Dienstbote.« Thea nahm sich eine Handvoll Nüsse. »Du vielleicht, aber ich nicht.«

»Und was bist du dann?«, fragte Beacon.

»Keine Ahnung. Ich erledige für Damian und Roland ein paar Kleinigkeiten. Ich habe schließlich ein Diplom.«

»Wohl der, die nicht sitzt, da die Spötter sitzen.« Beacon zog die Schale außer Theas Reichweite. »Die Nüsse sind für alle da. Wer davon isst, sollte dazu wenigstens nicht die Hand benutzen, die er sich vorher in den Mund gesteckt hat.«

»Kinder, zankt euch nicht«, sagte June. »Wir wollen doch nett zueinander sein. Thea, wenn du kein Dienstbote bist, dann kommst du auch nicht dafür infrage, Mitglied in der Gesellschaft der heiligen Zita zu werden.«

Es war August, der Tag war sonnig und heiß gewesen. Leider konnten nicht alle künftigen Mitglieder der Gesellschaft anwesend sein. Das Kindermädchen Rabia, eine Muslima, ging abends nie aus, und schon gar nicht in ein Pub. Zinnia, die bei der Prinzessin, den Stills und bei Dr. Jefferson putzte, wohnte nicht in der Gegend, und Richard kochte heute Abend für die Gäste von Lady Studley, während seine Frau Sondra bei Tisch bediente. Das Au-pair-Mädchen der Stills, Montserrat, hatte geheimnisvoll getan und gemeint, sie käme vielleicht, allerdings habe sie später noch etwas zu erledigen. Und der Neue, dieser Dex, der Gärtner bei Dr. Jefferson, sagte außer »Prost!« keinen Ton. Allerdings erwarteten sie noch Henry. Und tatsächlich spazierte er herein, während sich June noch darüber beklagte, dass die Nüsse im Dugong

nicht gesalzen waren und deshalb nach nichts schmeckten.

In der guten alten Zeit hätte der hünenhafte Henry, der große Ähnlichkeit mit Michelangelos David besaß, das Zeug zum Lakaien gehabt, und sein Urururgroßvater war um 1882 tatsächlich herzoglicher Lakai gewesen. Nach Montserrat war er der Zweitjüngste in der Gruppe. Er sah zwar wie ein Hollywoodstar in den Dreißigerjahren aus, war aber in Wirklichkeit Chauffeur, Teilzeitgärtner und Mädchen für alles bei Lord Studley, wo er die Dinge erledigte, zu denen Richard nicht fähig oder nicht willens war. Sein Arbeitgeber bezeichnete ihn als sein »Generalfaktotum« und lachte dabei gönnerhaft. Er wurde nie Henry oder Hal gerufen.

Beacon meinte, diese Runde ginge auf Jimmy. Was Henry trinken wolle? »Ein Glas vom weißen Hauswein, bitte.«

»Das ist doch nichts für Männer. Das ist ein Damengeränk.«

»Ich bin noch kein erwachsener Mann. Außerdem trinke ich bis zu meinem fünfundzwanzigsten Geburtstag nächste Woche weder Bier noch Schnaps. Habt ihr gesehen? Drunten am Embankment wurde wieder ein Junge erstochen. Damit wären es diese Woche schon drei.«

»Das steht hier nicht zur Debatte, Henry«, sagte June.

Einer wollte eindeutig nicht darüber reden, und das war Dex. Er trank seinen letzten Schluck Guinness aus, stand auf und ging wortlos. June sah ihm nach und meinte: »Keine Manieren, aber was kann man schon erwarten? Jetzt müssen wir uns über unsere Gesellschaft unterhalten. Übrigens, wie gründet man eigentlich eine Gesellschaft?«

»Man wählt einen Vorsitzenden, aber weil das vielleicht auch eine Dame sein kann, muss man von Vorsitz sprechen.«

»Das klingt wie ein Möbelstück. So bezeichne ich niemanden.« Thea griff nach der Schale mit den Nüssen. »Warum können wir nicht Jimmy zu diesem Vorsitzenden machen und June zur Schriftführerin? Und der Rest, also wir, sind einfach nur Mitglieder? Damit wäre die Sache geritzt. Dann könnte heute die Gründungsversammlung der Gesellschaft der heiligen Zita sein.«

Henry tippte gerade eine SMS in sein iPhone. »Wer ist diese heilige Zita?«

Den Namen für die Gesellschaft hatte June gefunden. »Sie ist die Schutzpatronin aller Dienstboten, die Essen und Kleidung an die Armen verteilt hat. Sie wird immer mit einem Beutel und einem Schlüsselbund abgebildet.«

»Der Junge wurde erstochen«, meinte Henry. »Seine Mama war im Fernsehen und hat gesagt, er hätte in drei Fächern kurz vor dem Schulabschluss gestanden und so ein gutes Herz für alle gehabt. Alle hätten ihn geliebt.«

Jimmy schüttelte den Kopf. »Ist doch komisch: Immer wenn eines dieser Kids ermordet wird oder sonst was mit ihm geschieht, heißt es nie, dass diese Mistkerle ihre Umgebung schikaniert haben.«

»Na ja, wer sagt das schon über einen Toten?« Henrys iPhone meldete mit einem Klingelton den Eingang einer SMS. Genau darauf hatte er gewartet. Bei Huguettes Nachricht musste er ein bisschen grinsen. »Übrigens, wofür soll diese Gesellschaft eigentlich gut sein?«

»Für Solidarität«, betonte Jimmy. »Zur gegenseitigen Hilfe. Außerdem können wir Ausflüge machen und ausgehen.«

»Das können wir doch sowieso. Um uns *Les Mis* anzuschauen, brauchen wir doch keine Dienstbotengesellschaft.«

»Ich bin kein Diensthote«, sagte Thea.

»In dem Fall kannst du Ehrenmitglied werden«, entgegnete June. »Also, für mich wär's das. Es ist schon ziemlich dunkel. Die Prinzessin wird sich allmählich Sorgen machen.«

Montserrat war nicht erschienen, und niemand wusste, worum es sich bei ihrer »mysteriösen Angelegenheit« handelte. Jimmy und Thea diskutierten noch gut eine Stunde über die Gesellschaft. Welchen Zweck hatte sie? Könnte sie verhindern, dass Chauffeure bis in die frühen Morgenstunden hinein wach bleiben und Cola trinken mussten, während sie auf den Anruf ihrer Brötchengeber warteten? Dr. Jefferson sei davon natürlich ausgenommen, er sei ein leuchtendes Vorbild für alle Arbeitgeber. Henry wollte wissen, wer der komische kleine Typ mit dem Strubbelkopf gewesen sei, dieser Dex oder so. Den habe er vorher noch nie gesehen.

»Er macht unseren Garten.« Jimmy hatte sich eine Sprechweise angewöhnt, als gehöre Simon Jeffersons Besitz dem Kinderarzt und ihm zu gleichen Teilen. »Dr. Jefferson hat ihn aus reiner Herzensgüte eingestellt.« Jimmy trank sein Bier aus und fügte dramatisch hinzu: »Er sieht böse Geister.«

»Was tut er?« Henry riss den Mund auf, genau wie es Jimmy beabsichtigt hatte.

»Na ja, jedenfalls hat er das mal getan. Er hat versucht, seine Mutter umzubringen, und man hat ihn in – in eine Anstalt für verrückte Verbrecher gesteckt. Dort hat sich dann ein Psychiater um ihn gekümmert, und der war mit

Dr. Jefferson befreundet. Nachdem ihn dieser Psychiater kuriert hatte, wurde er entlassen, weil es hieß, er würde es nie wieder tun. Und dann hat ihm Dr. Jefferson diesen Job bei uns gegeben.«

Thea wirkte, als sei ihr leicht mulmig zumute. »Glaubst du, dass er deshalb einfach abgehauen ist, ohne Auf Wiedersehen zu sagen? Ist ihm das Gerede über den Erstschleichen an die Nieren gegangen? War das der Grund? Was denkst du?«

»Dr. Jefferson sagt, er sei geheilt«, meinte Jimmy. »Er würde es nie wieder tun. Sein Freund hat es hoch und heilig geschworen.«

Henry ging als Letzter. Er gönnte sich noch ein Glas von dem Damengetränk. Die anderen waren alle in dieselbe Richtung gegangen. Ihre Arbeitgeber wohnten samt und sonders am Hexam Place, einer Straße mit goldfarbenen Backsteinhäusern mit weißen Stuckelementen. Unter Immobilienmaklern kannte man so etwas als georgianischen Stil, obwohl keines der Häuser vor 1860 gebaut worden war. Das Haus Nummer 6, direkt gegenüber vom Dugong, befand sich im Besitz Ihrer Kaiserlichen Hoheit, Prinzessin Susan Habsburg, ein Titel, der mit Ausnahme des Vornamens völlig unkorrekt war. Die Prinzessin – so kannten sie nicht nur die Mitglieder der Gesellschaft der heiligen Zita – war zweiundachtzig und lebte schon seit fast sechzig Jahren in diesem Haus. Und genauso lange war auch die vier Jahre jüngere June bei ihr.

Ein paar Stufen führten ins Souterrain hinunter, zu Junes Tür, aber immer wenn sie abends ausgegangen war, betrat sie das Haus durch die Vordertür, auch wenn sie dafür acht Stufen hinaufsteigen musste und nicht zwölf hinunter. An manchen Abenden machte June ihre Arthrose

das Treppensteigen zur Qual. Und trotzdem tat sie es. Schließlich sollten vorbeigehende Fußgänger und andere Anwohner am Hexam Place ruhig wissen, dass sie für die Prinzessin eher eine Freundin war als eine bezahlte Hausangestellte. An ihrer Stelle hatte Zinnia heute Gussie gebadet und ein neues Raumspray besorgt, deshalb roch es weniger heftig nach Hund. Es war sehr warm. Wenn es ums Heizen ging, war die ansonsten geizige Prinzessin verschwenderisch. Die Zentralheizung lief den ganzen Sommer über, und wenn es zu warm wurde, riss man eben die Fenster auf.

Obwohl June hören konnte, dass bei der Prinzessin *Holby City* lief, marschierte sie zu ihr hinein. »Also, Madam, was kann ich Ihnen bringen? Einen schönen Wodka Tonic oder einen frisch gepressten Orangensaft?«

»Ich möchte gar nichts, meine Liebe. Meinen Wodka hatte ich bereits.« Die Prinzessin drehte sich nicht einmal um. »Sind Sie betrunken?« Diese Frage stellte sie regelmäßig, wenn sie wusste, dass June im Pub gewesen war.

»Selbstverständlich nicht, Madam«, antwortete June genauso regelmäßig.

»Also, meine Liebe, kein Wort mehr. Ich möchte unbedingt wissen, ob dieser Bursche Schuppenflechte oder ein bösartiges Melanom hat. Sie sollten jetzt besser zu Bett gehen.«

Das war ein Befehl. Auch nach sechzig Jahren hielt es June für klüger zu gehorchen, egal, ob Freundin oder nicht. Die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft der heiligen Zita konnten gerne mit ihren Arbeitgebern auf freundschaftlichem Fuß verkehren. Montserrat sagte zu Mrs. Still sogar Lucy, aber mit zweiundachtzig und achtundsiebzig war das etwas anderes. Seit jenen Tagen, als Susan Borrington

mit diesem schrecklichen italienischen Jungspund durchgebrannt war und June sie nach Florenz in sein Haus begleitet hatte, hatten sich die Regeln nicht sehr gelockert. June trollte sich ins Bett und war schon am Einschlafen, da läutete das Haustelefon.

»Haben Sie Gussie zu Bett gebracht, meine Liebe?«

»Das habe ich vergessen«, murmelte June völlig schlaftrunken.

»Nun, dann tun Sie es jetzt, ja?«

Alle Häuser hatten unterschiedliche Souterrainbereiche. Bei einigen waren unter der Treppe kleine Abstellkammern eingebaut, andere Abstellmöglichkeiten in Nischen an der Gartenmauer zum Nachbargrundstück. Vor den meisten Häusern standen Pflanztöpfe mit Baumfarnen, Orangenblumen und selbst gezogenen Avocadobäumen, und ab und zu gab es auch eine Skulptur. Alle verfügten über ein Außenlicht, meistens eine runde oder quadratische Wandlampe. Nummer 7, wo die Familie Still wohnte, hatte einen Abstellschrank in der Mauer, aber keine Topfpflanzen. Die Hängelampe über dem Souterraineingang brannte nicht. Trotzdem konnte Henry im matten Schein einer Straßenlaterne erkennen, dass eine Gestalt im Mauerschrank stand. Er blieb stehen und spähte übers Geländer. Eine männliche Gestalt drückte sich möglichst eng in die flache Nische.

Vermutlich ein Einbrecher. In letzter Zeit waren hier in der Gegend viele Straftaten vorgefallen. Erst letzte Woche hatte ihm Montserrat erzählt, dass in Nummer 5 – hier wohnte die Familie Neville-Smith – einfach jemand durchs Fenster spazierte und sich den Fernseher, eine prall gefüllte Brieftasche und die Schlüssel für einen BMW

geschnappt hatte. Danach sei er zur Vordertür hinausspaziert und mit dem Auto davongefahren. Aber was könne man erwarten, wenn sich die Fenster nicht absperren ließen und man obendrein im Erdgeschoss ein Fenster einen Spaltbreit offen ließ? Dieser Mann führte eindeutig nichts Gutes im Schilde. Henry mochte diesen Ausdruck, den er von seinem Arbeitgeber gehört hatte. Lord Studley würde ihm nahelegen, mit seinem Handy die Polizei zu rufen, aber erstens folgte er nicht jeder Empfehlung von Lord Studley, und zweitens hatte Henry gerade etwas vor, was der Lord zutiefst missbilligt hätte.

Er drehte sich um. In dem Moment öffnete sich die Souterraintür, und Montserrat erschien. Sie winkte Henry zu, rief Hallo und gab dem Mann in der Nische ein Zeichen. War sicher ihr Freund. Henry wartete auf einen Kuss, aber nichts geschah. Der Mann trat ein, die Tür ging zu. Eine Viertelstunde später war Henry in Chelsea, in der Wohnung des ehrenwerten Fräuleins Huguette Studley. Der Einbrecher oder Freund war längst vergessen. Henrys Besuche liefen in letzter Zeit immer nach demselben Schema ab: Erst ging es ins Bett, dann gab's Streit. Auf Letzteren hätte Henry liebend gern verzichtet, um dafür doppelt so lange im Bett zu bleiben, aber leider setzte er sich nur selten durch. Die neunzehnjährige Huguette, die den Namen ihrer französischen Großmutter trug, war bildhübsch. Sie hatte einen ausgeprägten roten Mund, blaue Kulleraugen und einen Krauskopf, wie es ihre Großmutter genannt hätte. Andere fühlten sich dagegen an die wilde Lockenmähne erinnert, die Julia Roberts in dem Film *Der Krieg des Charlie Wilson* in Mode gebracht hatte. Jedes Mal brach Huguette den Streit vom Zaun.

»Henry, wenn du hier bei mir wohnen würdest, könn-

ten wir den ganzen Tag im Bett bleiben. Kapierst du das denn nicht? Dann gäbe es auch keinen Streit, weil wir dafür keinen Grund mehr hätten.«

»Und du kapierst nicht, dass mich dann dein Papa feuern würde. In zweierlei Hinsicht«, erwiderte Henry, der bei seinem Brötchengeber ein paar Brocken Parlamentarierjargon aufgeschnappt hatte. »Erstens weil ich nicht in Nummer 11 wohne, und zweitens weil ich seine Tochter bumse. Um das mal klarzustellen.«

»Du könntest dir einen anderen Job besorgen.«

»Wie denn? Ich habe schon ein Jahr gebraucht, um den hier zu bekommen. Und dein Herr Papa würde mir ein Zeugnis ausstellen? Denkste. Ich wäre ja gaga.«

Ans Heiraten verschwendete Henry keinen Gedanken, und wenn, dann käme so etwas für ihn nur infrage, wenn er schon um die fünfzig wäre, und auch dann nur eine mit eigenem Geld und einem großen Vorstadthaus. »Heute heiratet doch niemand mehr«, sagte er. »Außerdem bin ich schon weg. Vielleicht erinnerst du dich daran, dass ich um Punkt 7 Uhr früh vor Nummer 11 im BMW sitzen und auf deinen Herrn Papa warten muss, auch wenn er dann erst gegen 9 Uhr zu erscheinen geruht.«

»Schick mir 'ne SMS«, meinte Huguette.

Henry ging zu Fuß zurück. Aus dem Grundstück von Nummer 5 tauchte ein Fuchs auf, warf ihm einen giftigen Blick zu und lief dann über die Straße, um den Müllimer von Miss Grieves zu plündern. Droben in Nummer 11 brannte immer noch Licht, im Schlafzimmer von Lord und Lady Studley. Henry blieb eine Weile stehen und schaute hinauf. Er hoffte, die Vorhänge würden sich teilen und Lady Studley würde herunterschauen, vorzugsweise in ihrem schwarzen Spitzennegligé. Vielleicht würde sie

ihn zärtlich anlächeln und die Lippen zum Kuss spitzen. Leider geschah nichts dergleichen. Das Licht ging aus, und Henry betrat durch die Souterraintür das Haus.

Montserrat hatte nicht die Tür zu ihrem möblierten Zimmer samt Bad geöffnet, das ihre Arbeitgeber als Apartment bezeichneten, sondern hatte den Besucher über die Treppe ins Erdgeschoss und dann auch noch die nächste Treppe hinaufbegleitet, die in einem Halbbogen zur Galerie hinaufführte. Im Haus war es ganz still, nur droben im Kinderzimmer tappte Rabia mit ihren Pantoffeln über den Boden. An der dritten Tür rechts klopfte Montserrat, öffnete und verkündete: »Lucy, Rad ist da.« Dann waren die beiden sich selbst überlassen, wie Montserrat fünf Minuten später zu Rabia sagte. »Warum kommst du nicht ein bisschen runter, sobald alle schlafen? Ich habe noch eine halbe Flasche Wodka.«

»Montsy, du weißt doch, dass ich nicht trinke.«

»Du kannst den Orangensaft haben, den ich zum Mischen mit dem Wodka besorgt habe.«

»Ich würde aber nicht hören, wenn Thomas weint. Er bekommt Zähne.«

»Die bekommt er doch schon seit Wochen, können auch schon Monate sein«, erwiderte Montserrat. »Wenn er mein Kind wäre, würde ich ihn ersäufen.«

So dürfe sie nicht reden, schalt Rabia, das sei schlimm. Also erzählte Montserrat dem Kindermädchen die Sache mit Lucy und Rad Sothern. Rabia hielt sich die Ohren zu und ging wieder zu den Kindern. Hero und Matilda schliefen tief und fest in ihrem gemeinsamen Schlafzimmer. In der Kinderstube ruckelte Thomas in seinem Gitterbett herum, schrie aber nicht. Manchmal grübelte Rabia da-

rüber nach, warum man ein Schlafzimmer als Kinderstube bezeichnete. Ihr Vater arbeitete in einer Gärtnerei und nannte das Treibhaus seine Kinderstube. Trotzdem fragte Rabia nie, denn sie wollte nicht dumm dastehen.

Montserrat hatte sich lautstark verabschiedet. Die Zeit verging sehr langsam. Allmählich wurde es spät, und Rabia dachte allen Ernstes daran, sich in ihrem Zimmer auf der Rückseite des Hauses schlafen zu legen. Aber was wäre, wenn Mr. Still heimkäme und anschließend hier hinaufginge? Manchmal tat er das. – Thomas fing an zu greinen und brüllte schließlich los. Rabia hob ihn hoch und ging mit ihm auf und ab. Das war das Allheilmittel. Die Kinderstube ging auf die Straße hinaus. Kopfschüttelnd sah Rabia durchs Fenster, wie Montserrat diesen Mann namens Rad über die Souterraintreppe hinausließ. Montserrat hatte mit einer begeisterten oder amüsierten Reaktion gerechnet, aber Rabia war einfach nur zutiefst schockiert.

Thomas hatte sich inzwischen beruhigt, aber als er wieder in sein Bettchen gelegt wurde, ging das Gequengel wieder los. Rabia hatte eine Engelsgeduld und liebte den Kleinen abgöttisch. Sie war Witwe, ihre beiden Kinder waren noch als Babys gestorben. Einer der Ärzte hatte gemeint, daran sei ihre Ehe mit einem Cousin ersten Grades schuld. Aber auch Nazir hatte nicht sehr lange gelebt, und jetzt war sie allein. Rabia setzte sich auf den Stuhl neben dem Bettchen und redete leise mit Thomas. Als er wieder zu weinen anfang, hob sie ihn hoch und ging mit ihm zu dem Tisch, auf dem ein Wasserkocher stand. In der Ecke war ein kleiner Kühlschrank. Sie kochte ihm eine Kindermilch. Sie war viel zu weit vom Fenster weg, um das Auto zu sehen oder zu hören. Erst als sie ziem-

lich schwere Schritte auf der Treppe hörte, wusste sie, dass Preston Still heimgekommen war. Anstatt im ersten Stock stehen zu bleiben, wo seine Frau schlief, ging er weiter nach oben. Damit hatte Rabia gerechnet. Preston war ein besorgter Vater, genau wie die Ente Pratschelwatschel in einem Kinderbuch, das Rabia den Kindern manchmal vorlas. Diese meinten dann, mit Rabias Akzent würde es besonders komisch klingen. Oft dachte Rabia, Preston sei das genaue Gegenteil von seiner Frau. Er kam herein, sah müde und abgekämpft aus. Sie wusste, dass er auf einer Konferenz in Brighton gewesen war. Lucy hatte es ihr erzählt.

»Ist bei ihm alles in Ordnung?« Preston hob Thomas hoch und drückte ihn, allerdings so fest, dass es dem Kind unangenehm war. Nur selten spielte er mit Thomas, und noch weniger redete er mit ihm. Prestons einzige Sorge galt Thomas' Gesundheit. »Er hat doch nichts, oder? Beim geringsten Verdacht sollten wir Dr. Jefferson anrufen. Er ist ein guter Freund und würde auf der Stelle kommen, davon bin ich überzeugt.«

»Er ist völlig in Ordnung, Mr. Still.« Die Sitte, dass Rabia ihre Arbeitgeber mit Vornamen ansprach, galt nicht für Mr. Still. »Er will einfach nicht schlafen, das ist alles.«

»Wirklich sonderbar«, entgegnete Preston trübsinnig. Er konnte sich nicht vorstellen, dass jemand nicht schlafen wollte, besonders wenn es sich um sein eigenes Fleisch und Blut handelte. »Und die Mädchen? Als ich Matilda gestern gesehen habe, hatte ich den Eindruck, sie würde leicht husten.«

Rabia meinte, Matilda und Hero schliefen tief und fest nebenan. Mit den Kindern sei alles in bester Ordnung. Und auch Thomas würde sich sicher beruhigen, wenn

Mr. Preston ihn einfach sanft hinlegen würde. Um ihn loszuwerden und endlich selbst ins Bett zu kommen, fügte sie noch hinzu: »Er hat nur seinen Papa vermisst, aber jetzt sind Sie ja da, und damit ist alles in Ordnung.« Rabia wusste genau, was er gerne hörte.

Na also, kein Kinderarzt und auch sonst keine Störung mehr. Sie konnte endlich schlafen gehen. Vielleicht für fünf Stunden. Als sie zu Mr. Still gesagt hatte, Thomas würde seinen Papa vermissen, hatte sie nicht die Wahrheit gesagt. Mit dieser Lüge hatte sie ihm eine Freude machen wollen. Insgeheim glaubte Rabia, dass keines der Kinder die Eltern auch nur einen Augenblick vermisste. Die Kinder bekamen Vater und Mutter nur selten zu sehen. Rabia gab Thomas ein Küsschen auf die Wange und flüsterte: »Mein Schatz.«

Auf dem Tablett stand ein kleiner Becher mit einem Joghurt, der angeblich für bessere Verdauung sorgte, dazu eine Feige, eine Scheibe Buttertoast, Marmelade und eine Kanne Kaffee. Die Joghurtphase der Prinzessin war zur Hälfte vorbei, das wusste June, denn solche Phasen dauerten immer circa vier Monate. Und zwei hatten sie schon hinter sich. Sie fischte das Tablett mit den vier Beinchen heraus – keine von beiden kannte die richtige Bezeichnung dafür – und stellte es auf die Daunendecke. Die Prinzessin drehte sich vor dem Schlafengehen regelmäßig die Haare ein. Jetzt nahm sie die Lockenwickler Stück für Stück heraus und verteilte dabei Schuppen auf dem Toast.

»Gut geschlafen, meine Liebe?«

»Ja, vielen Dank, Madam. Und wie steht es mit Ihnen?«

»Ich hatte einen höchst sonderbaren Traum.« Die Prinzessin hatte oft sonderbare Träume und schilderte jetzt ausführlich ihren letzten. June hörte gar nicht hin. Sie zog die Vorhänge auf, blieb am Fenster stehen und schaute auf den Hexam Place hinunter. Auf der gegenüberliegenden Seite, vor Nummer 11, stand Lord Studleys schwarzer BMW mit dem armen Henry am Steuer. June wusste definitiv, dass er schon seit zwei Stunden dasaß. Anscheinend war er eingeschlafen. Kein Wunder! Wirklich schade, dass die Gesellschaft der heiligen Zita keine Gewerkschaft war, aber vielleicht könnte man einige gewerkschaftliche Vorrechte übernehmen und sich gegen eine dermaßen herzlose Behandlung durch einen Arbeitnehmer verwah-

ren. Handelte es sich dabei etwa um einen Verstoß gegen Henrys Menschenrechte?

Aus der Lower Sloane Street bog der schicke silbrige Schulbus mit dem blauen Rallyestreifen um die Ecke. Draußen vor Nummer 7 warteten bereits Hero und Matilda Still an der Hand von Rabia. Sie begleitete die Mädchen bis zum Bus, der sie dann in ihre sündhaft teure Schule nach Westminster brachte. Also wirklich, warum konnte das nicht ihre Mutter machen? Liegt noch im Bett, dachte June. Heißt Still und ist es auch. Was für eine Welt! Damian und Roland waren aus dem Haus Nummer 8 getreten. Leider konnte June deren Haustür von ihrem jetzigen Standplatz aus nicht sehen. Beide machten keinen Schritt allein. Als gemischtgeschlechtliches Paar hätten sie Händchen gehalten. Die durch und durch progressive June hielt es für eine himmelschreiende Schande, dass man diesen Punkt im Kampf gegen Vorurteile und Bigotterie noch nicht erreicht hatte. Soeben trat Mr. Still aus dem Haus Nummer 7, und auch die Prinzessin kam allmählich ans Ende ihrer Traumgeschichte. Aus jahrelanger Erfahrung wusste June instinktiv, wann dieser Punkt erreicht war.

»... aber leider war es nicht meine Mutter, sondern die Rothaarige, die für diese Tunten putzt. Und dann bin ich aufgewacht.«

»Faszinierend, Madam, aber ›Tunten‹ sagt man nicht mehr. Heutzutage spricht man von einem ›Schwulenpärchen‹.«

»Ach, na ja, wenn Sie darauf bestehen. Ich bin überzeugt, Lady Studley würde es sich verbitten, wenn Sondra in einem solchen Ton mit ihr spräche.«

»Vermutlich nicht, Madam«, sagte June. »Darf ich Ihnen sonst noch etwas bringen?«

Nein. Jetzt würde die Prinzessin noch eine Weile schmollen und dann aufstehen. June hatte Zinnia kommen hören. Diese Runde hatte sie gewonnen. Hoherfreut ging sie hinunter. Nachdem sie die Putzfrau überredet hatte, den Wandanstrich im Esszimmer zu reinigen, schickte sie sich an, die Tagesordnung für die nächste Zita-Sitzung voranzutreiben.

June war ganze fünfzehn gewesen, als ihre verwitwete Mutter, die bei Caspar Borrington als Wirtschafterin arbeitete, ihr eine Stellung als Kammerzofe oder besser gesagt als Mädchen für alles bei dessen Tochter Susan Borrington besorgt hatte. Ganze zwei Monate nach ihrem achtzehnten Geburtstag hatte Susan es geschafft, sich mit Prinz Luciano Habsburg zu verloben, dem Spross eines dubiosen italienischen Adelshauses, den sie beim Skifahren in der Schweiz kennengelernt hatte. Na ja, der Stammhalter war er vielleicht doch nicht ganz gewesen, denn er hatte zwei ältere Brüder und arbeitete als Skilehrer. Geld war hier nicht zu holen, und über den Titel lachten sich die Italiener regelmäßig schief, da Lucianos Vater seinen Familiennamen Angelotti erst vor wenigen Jahren gegen Habsburg eingetauscht hatte. Er besaß in Mailand einige Dessousläden. Seltsamerweise war gerade das ein Bindeglied zwischen beiden Familien, denn der schwerkreiche Caspar Borrington, dem in Mayfair drei Häuser und eine Riesenwohnung gehörten, hatte sein Vermögen aus nicht ganz unähnlichen, ja sogar noch weniger gediegenen Quellen geschöpft. Seine Fabriken stellten Damenbinden her. Mit dem Auftauchen von Tampax war der Ruin vorprogrammiert gewesen, aber als Susan dem Prinzen Luciano begegnete, war die Familie stinkreich und Susan das einzige Kind gewesen.

Sie heirateten, und June zog mit ihnen nach Florenz, in die von Susans Vater bezahlte Wohnung. Die ganze Stadt war für June ein einziges Wunder gewesen: die Leute mit ihrer komischen Sprache, immer nur schönes Wetter – Susan hatte im Mai geheiratet –, die Gebäude, der Arno, die Brücken, die Kirchen. Kaum hatte sie sich an alles gewöhnt und konnte schon »Buon giorno« und »Ciao« sagen, da kam es zwischen Susan und Luciano zu einem ungeahnt heftigen Streit, der in eine Prügelei ausartete. Daraufhin befahl sie June zu packen. Sie würden heimfahren.

Da Susan die fixe Idee hatte, dass man sich in Italien nicht scheiden lassen konnte, kam es nie dazu. Caspar Borrington gab Luciano einen Riesenbatzen Geld, damit er den Mund hielt, und Susan sah ihn nie wieder. Jahre später ließ er die Ehe annullieren. Er war keine Kaiserliche Hoheit. Es bestanden sogar begründete Zweifel, ob er überhaupt ein Prinz war. Trotzdem nannte sich Susan Ihre Kaiserliche Hoheit Prinzessin Susan Habsburg. Diesen Namen ließ sie auf ihre Visitenkarten drucken und in der City of Westminster in die Wählerliste eintragen. Ihr Vater kaufte ihr das Haus Nummer 6 am Hexam Place. Damals war das noch keine ganz so schicke Adresse gewesen wie in späteren Zeiten. Seither hatte sie hier gewohnt und sich unter Generalswitwen, Exfrauen von Sportgrößen und uralten ledigen Töchtern von Fabrikdirektoren einen Freundeskreis aufgebaut. Auch Liebhaber hatte es gegeben, allerdings nicht viele und nicht für lange.

Auch Zinnia gehörte zu jenen Frauen, die sich umbenannt hatten. Der Name Karen, auf den man sie in Antigua getauft hatte, hatte ihr nicht gefallen. Ihr Familienname, St. Charles, war echt. Die Tatsache, dass sie im Herzen von Knightsbridge für eine Prinzessin arbeitete,

verschaffte ihr ein großes Renommee. Die Putzstellen in den Häusern Nummer 3, 7 und 9 waren ihr in den Schoß gefallen. Nachdem June sie überredet hatte, im Esszimmer den Wandanstrich zu reinigen, fragte sie sie, ob sie nicht Mitglied in der Gesellschaft der heiligen Zita werden wolle.

»Was kostet das?«

»Nichts. Außerdem hast du die Chance, oft auf einen Drink eingeladen zu werden.«

»Okay«, meinte Zinnia. »Hab nichts dagegen. Ist Henry Copley auch Mitglied?«

»Ist er«, sagte June, »aber mach dir keine Hoffnungen. Er hat genug um die Ohren.«

Sie ging ins Arbeitszimmer, das die Prinzessin nie betrat, setzte sich an den von der Prinzessin nie benutzten Schreibtisch und begann, die Satzung der Gesellschaft zu formulieren. Außerdem machte sie sich darüber schlau, was alles zu einer richtigen Protokollführung gehörte.

Alle Häuser am Hexam Place hatten vorn und hinten Gärten, nur Nummer 3 besaß auch seitlich noch eine kleine Grünfläche, die es vom Dugong trennte. Die Vorgärten waren sehr pflegeleicht: gepflasterte quadratische Flächen mit je einem Baum in der Mitte, zum Beispiel eine Japanische Blütenkirsche im Pflaster vor Nummer 4 und vor Simon Jeffersons Haus zwei Affenschwanzbäume. Dex war froh, dass es in diesem Vorgarten nur wenig zu tun gab, denn die Affenschwanzbäume machten ihm Angst. Sie sahen ganz anders aus als alle Bäume, die er bisher gesehen hatte, und erinnerten mehr an Gewächse, die man unter der Meeresoberfläche, etwa in der Nähe eines Korallenriffs, erwartete. Solche Sachen kannte Dex aus

dem Fernsehen. Wenn er sein Zimmer betrat, schaltete er sofort den Fernseher ein und ließ ihn bis zum Zubettgehen laufen, egal, was gerade kam. Wenn er sich fürchtete oder einfach auf der Hut war und Peach nicht zu ihm sprach, lief der Fernseher manchmal die ganze Nacht.

Dr. Jeffersons rückwärtigen Garten mochte Dex. Er war groß und hatte ringsherum eine Mauer und eine Rasenfläche. Dex mähte den Rasen öfter als nötig, weil der Rasenmäher so schön war und so gut lief. Dr. Jefferson meinte, Dex könne gerne Pflanzen kaufen, und wies Jimmy an, ihm Geld zu geben. Also ging Dex in die Belgrave-Gärtnerei und kaufte auf den Rat des großen Orientalen – er hieß Mr. Siddiqui – im Mai einjährige Pflanzen und im September Lavendel. Dr. Jefferson war mit seiner Arbeit zufrieden und empfahl ihn Mr. und Mrs. Neville-Smith in Haus Nummer 5. Damit hatte Dex jetzt zwei leicht zu bewältigende Jobs.

Seit er angefangen hatte, am Hexam Place zu arbeiten, hatte er keine bösen Geister gesehen, aber leider konnte er böse Geister nicht immer mit Sicherheit identifizieren. Manchmal musste er sie wochenlang beobachten und ihnen sogar oft nachgehen, bevor er sich sicher sein konnte. Andererseits musste er sich immer wieder vorsagen, was er Mr. Jeffersons Freund, Dr. Mettage, dem Psychiater in der Klinik, versprochen hatte: Er würde ihnen nichts tun, solange sie ihn nicht bedrohten. Natürlich hing das davon ab, was man unter »Bedrohung« verstand. Frauen waren für ihn sowieso eine Bedrohung, aber das hatte er weder Dr. Mettage noch Dr. Jefferson erzählt. Nur seinem Gott, aber Peach hatte nicht geantwortet.

Während es im Vorgarten von Nummer 3 wenig zu tun gab, hatte er im Vorgarten von Nummer 5 viel Arbeit.

Links und rechts von den Pflasterquadraten wuchs eine Hecke, die auch noch die vordere Treppe einrahmte, und vor der Hecke gab es eine schmale Blumenrabatte. Dex kniete sich hin, um in diesen Beeten Unkraut zu rupfen. Doch vorher legte er noch eine alte Fußmatte aufs Pflaster, die ihm Mrs. Neville-Smith zum Schutz seiner Knie gegen die kleinen Steine gegeben hatte.

Er beobachtete gerne die Leute vom Hexam Place, auch wenn er nicht mit ihnen reden wollte: die Rothaarige von gegenüber, die rauchend auf der Treppe saß, die alte Dame namens June, die einen fetten kleinen Hund Gassi führte, den jungen Mann, der eher wie ein Fernsehstar aussah und am Steuer eines großen glänzenden Autos saß. Allerdings wartete er mehr, als dass er fuhr. Im selben Haus wie die Rothaarige wohnten zwei Männer. Jeden Morgen, wenn Dex gerade mit der Arbeit angefangen hatte, gingen sie gemeinsam aus dem Haus. Sie trugen immer Anzug und Krawatte und an kalten Tagen schmal geschnittene Mäntel.

Jetzt musste er hinten weitermachen, und dann sah er nur noch Klematis, Dahlien und Rosen. Mr. Neville-Smith liebte Rosen über alles. Nebenan, in Nummer 7, wohnten viele Kinder, zwei größere und ein Baby, und ein Mädchen, das Jimmy ein Au-pair nannte. Dex sah sie die Souterraintreppe von Nummer 7 hinauf- und hinuntergehen. Er sah auch eine Dame in einem langen schwarzen Kleid mit einem schwarzen Kopftuch, die in einem Buggy das Baby schob. Allerdings hätte er keinen von ihnen wiedererkannt, wenn er sie zufällig außerhalb seiner häuslichen Umgebung getroffen hätte. Gesichter hatten für Dex keine Bedeutung. Er sah sie nur als leere, nichts sagende Masken.

Nur wenige Stammgäste wussten, was ein Dugong war. Auf dem Schild über den Türen war ein Tier mit einem hübschen Frauengesicht abgebildet, halb Robbe, halb Delfin. Einige Gäste meinten, es sei eine Meerjungfrau, andere bezeichneten es als Seekuh. Der Betreiber empfahl Google. Eventuelle Ergebnisse wurden nicht bekannt, falls überhaupt jemand gegoogelt hatte. Anscheinend war es unwichtig. Das Dugong gehörte zu den wenigen Londoner Pubs, die alles überlebt hatten: die Rezession, die Gesetze gegen Alkohol am Steuer und die dringlichen Ermahnungen allseits zu weniger Alkoholkonsum. Dafür gab es Gründe: Die Klientel bestand aus reichen, hauptsächlich jüngeren Leuten, das Lokal hatte auf der Rückseite einen geschmackvoll dekorierten Garten, und vor der Tür war der Gehsteig so breit, dass man dort mit einem Sauvignon stehen und plaudern konnte. Das Dugong war also ein beliebter Treffpunkt.

Obwohl es schon Mitte September war, war es abends noch schön warm. Und so fand die erste Sitzung der Gesellschaft der heiligen Zita am größten runden Tisch im Garten statt. Eigentlich hätte Jimmy den Vorsitz führen sollen. Daraufhin geriet er zwar nicht direkt in Panik, protestierte aber, er habe keine Ahnung, was er tun solle. Eigentlich habe er nie behauptet, er würde den Vorsitzenden machen. Das solle ruhig June tun. Also verlas June das ziemlich knappe Protokoll der Gründungssitzung, und Jimmy, Beacon, Thea, Montserrat – Letztere war gar